

Aspekte der räumlichen und nationalen Identitätsentwicklung

Der dritte Aspekt transnationaler Lebensführung, der im Rahmen dieser Arbeit untersucht wird, ist die Entwicklung räumlicher Bindungen und nationaler Zugehörigkeiten der polnischen Migranten. In den theoretischen Erörterungen wurde die Entwicklung der menschlichen Identität als dialektischer Prozess der Selbst- und Fremdwahrnehmung beschrieben, in dem die Einordnung der eigenen Biographie verschiedenster Grenzziehungen unterliegt. Es stellt sich die Frage, wie Migranten jene Erfahrungen verarbeiten, die sie durch das Leben in verschiedenen nationalen Räumen gemacht haben: ob sie sich weiterhin mit dem Herkunftskontext identifizieren, sich an den Ankunftskontext annähern, oder ob sie – gemäß den Ableitungen aus Zierhofer (1999) – einen dritten Weg einschlagen, der die gegenläufigen Positionen im Sinne einer relationalen Identitätskonstruktion miteinander in Einklang bringt. Diese Positionierung wurde im Zierhofer'schen Modell als »Hybridität« bezeichnet und von der Autorin als »transnationale Identitätskonstruktion« definiert. Im Folgenden sollen Varianten der nationalen Selbstverortung polnischer Migranten in Leipzig untersucht werden, wobei insbesondere dem Typus des »Hybriden« als Ausdruck einer relationalen Selbstverortung nachgespürt wird. Neben der Identifikation unterschiedlicher Positionierungen und der Klärung der zugrunde liegenden Mechanismen geht es auch darum, die Veränderlichkeit der nationalen Identität im Zeitverlauf zu untersuchen.

Heimat

Heimat ist ein sehr vielfältiger Begriff, er umfasst einerseits regionale, andererseits nationalstaatliche Gegebenheiten, und er beinhaltet auch die gelebten Erfahrungen in einem Kultur- und Sprachraum. Durch Migration wird dieser »Raum« verlassen, neue Räume werden betreten, neue Erfahrungen werden gemacht. Wie wirken sich diese Erfahrungen auf das Gefühl von »Heimat« aus? Mit welcher Region, mit welcher nationalen Einheit fühlen sich Migranten verbunden? Ist das Gefühl von »Heimat« veränderlich oder statisch, und ist es möglich, sich an mehr als einem Ort beheimatet zu fühlen?

Das Verständnis von »Heimat«

In der schriftlichen Befragung wurde den Migranten die Frage gestellt, welchen räumlichen Kontext sie meinen, wenn sie gegenüber anderen ihr »Zuhause«, ihre »Heimat« erwähnen. Die Auswertung zeigt, dass für die überwiegende Mehrheit der Befragten der Herkunftsort in Polen oder das Land Polen nach wie vor »Heimat« bedeuten. Weiterhin fällt auf, dass die regionale

bzw. lokale Verbundenheit größer ist als die nationale: sowohl der polnische Herkunftsort als auch der aktuelle Wohnort Leipzig werden gegenüber den jeweiligen nationalen Einheiten häufiger als »Heimat« bezeichnet (vgl. Tab. 23).

Tab. 23: Verständnis von »Heimat«

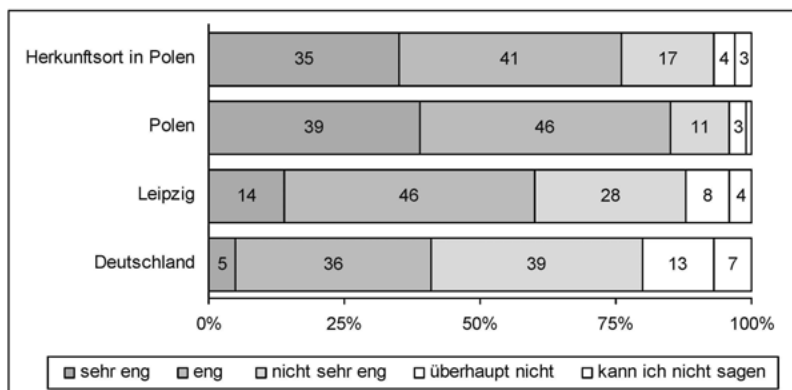
Wenn ich anderen gegenüber von »Heimat/Zuhause« spreche, dann meine ich...	
meinen Herkunftsort in Polen	45 %
Polen	40 %
Leipzig	6 %
Deutschland	1 %
Sonstiges	3 %
kann ich nicht sagen	5 %
Gesamt	100 %

Quelle: eigene Erhebung, $n = 165$

Diese Frageform, die nur eine Antwortmöglichkeit zuließ, zeigt die generelle Tendenz hinsichtlich der regionalen und nationalen Zugehörigkeit. Das bedeutet jedoch nicht, dass Bindungen lediglich zu einem einzigen Raum möglich sind. Bei der Nachfrage nach der empfundenen Bindung an jeden der aufgeführten regionalen und nationalen Räume ergibt sich ein differenziertes Bild: Zwar äußern weiterhin die meisten eine enge bzw. sehr enge Verbundenheit mit ihrem Herkunftsort und Herkunftsland, jedoch fühlen sich annähernd zwei Drittel der Befragten auch mit ihrem aktuellen Wohnort Leipzig eng oder sehr eng verbunden (vgl. Abb. 30). Während in diesem Fragemodul die nationale Verbundenheit mit Polen stärker ausgeprägt ist als die regionale Bindung an den Herkunftsort, fällt die Verbundenheit mit Deutschland deutlich hinter die Bindung an den aktuellen Wohnort Leipzig zurück.

Es zeigt sich hier also, dass durch die Migration multiple Verortungen entstanden sind. Es existiert nach wie vor ein starkes Zugehörigkeitsgefühl zum Herkunftsort und zum Herkunftsland. Gleichzeitig besteht jedoch auch eine lokale Verbundenheit mit dem gegenwärtigen Wohnort Leipzig. Die Annäherung an das Ankunftsland Deutschland fällt hingegen wesentlich schwächer aus.

Abb. 30: Intensität der Verbundenheit mit verschiedenen Raumausschnitten



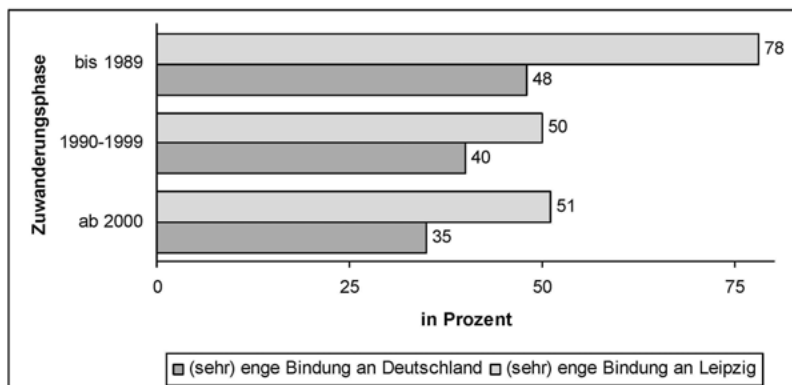
Quelle: eigene Erhebung, gültige Fälle: $n_{\text{Herkunftsort}}$: 150, n_{Polen} : 151, n_{Leipzig} : 160, $n_{\text{Deutschland}}$: 153

Der Wandel des Heimat-Begriffs im Zeitverlauf

Mit der Dauer des Aufenthaltes wachsen die Bindungen an den aktuellen Wohnort und auch an das Zielland. Die Befragungsdaten zeigen eine statistisch signifikante Verstärkung der Verbundenheit mit Leipzig in Abhängigkeit von der Zuwanderungsphase (Abb. 31). Die wachsende Bindung an Deutschland ist demgegenüber zwar weniger ausgeprägt, aber dennoch erkennbar. Dies wirkt sich auch auf das Empfinden von »Heimat« oder »Zuhause« aus. Der Begriff wird mehr und mehr für die lokale Umgebung verwendet und weniger für den Herkunftsort oder das Herkunftsland. Der Wandel geschieht oft unmerklich, wie Pani Joanna reflektiert, die seit über 16 Jahren in Leipzig lebt. Anfangs hatte sie große Sehnsucht nach Polen, aber inzwischen hat sie sich sehr gut eingelebt und fühlt sich in Leipzig zu Hause.

»...ich fühle mich schon ein kleines bisschen als Leipziger. Und ich liebe diese Stadt, diese Atmosphäre, die Menschen. [...] Es ist mein Zuhause. [...] Das ist auch sehr interessant, ich weiß es nicht, ob das nur bei mir so ist, oder auch bei anderen Polen, welche schon jetzt auch sehr lange hier leben. Am Anfang als ich gesprochen habe »bei uns«, das war »bei uns« immer Polen. Und ich kann Ihnen auch nicht aber sagen, seit wann. Wenn ich jetzt denke: »bei uns«, ist es bei uns. Das ist hier in Leipzig«.

Abb. 31: Enge bzw. sehr enge Verbundenheit mit Leipzig und Deutschland, in Abhängigkeit von der Zuwanderungsphase



Quelle: eigene Erhebung, $n_{\text{Leipzig}} = 157$ ($R_s = -.211^{**}$),
 $n_{\text{Deutschland}} = 151$

Möglichkeiten der multiplen Verortung

Die multiple Verortung der Migranten, die sich in der starken Bindung an Herkunftsnation und Herkunftsort und der gleichzeitigen lokalen Verwurzelung am Zielort der Migration ausdrückt, wurde mehrfach in den qualitativen Interviews thematisiert. Pani Regina etwa, die seit 1972 in Leipzig lebt und sich hier auch heimisch fühlt, empfindet weiterhin Polen als Heimat:

»Polen ist mein Eins und Alles! [...] Manche sagen: »Ach, Du bist ja schon hier so lange, Du bist ja wie 'ne Deutsche«, schon sicher, ich verstehe die Menschen hier und lebe mit denen, und ... das ist vielleicht ... deswegen bin ich keine Deutsche, ja. Ich will jetzt nicht jetzt sagen, ich möchte nie 'ne Deutsche sein oder so, das will ich ja nicht sagen, aber, Polen ist für mich also doch meine ... Heimat. Ja. [...] Ich sage immer, ich bin hier Einheimische. Ich bin auch länger als manche, der hier geboren ist, ne. Und länger, als ich in Polen war, aber doch das ist ... dort doch meine Heimat«.

Pan Ryszard, der als Heiratsmigrant seit 1988 in Leipzig lebt, äußert sich zwar zurückhaltender auf die Frage nach seinem Heimatgefühl, lässt jedoch trotzdem die Dualität von lokaler Zugehörigkeit und nationaler Verwurzelung erkennen:

»Ach, ich mag solche Fragen nicht. Das kann man nicht beantworten. Nein das ist ... ich denke öfters darüber nach. Nee, ich glaube Zuhause nicht, das ist ... es ist bequem in manchen Dingen, das Leben hier ist irgendwie einfacher, weil es ist alles

irgendwie so gesteuert. [...] In Polen muss man da Überlebenskünstler sein, obwohl das fehlt mir wieder, also die, die ganze Mentalität und das ... das ist schwer. ... Das ist teilweise, klar, dieses Kreis ist es schon, aber ich ... das, das Deutschland, nee, das ist nicht so. Ich bin Pole. Also wenn Sie danach ... Ich bin kein Deutscher. Ich würde ... Ich möchte auch keine deutsche Staatsbürgerschaft besitzen«.

In beiden Aussagen fällt auf, dass die Frage des Heimatempfindens mit der Frage der nationalen Zugehörigkeit vermischt wird. Die multiple Verortung der Migranten findet auf verschiedenen Ebenen statt: auf der Ebene des lokalen Lebensumfeldes, in dem man sich zu Hause fühlt, und auf der Ebene der nationalräumlichen Bindung an Polen, was sich vor allem in Form der Erfahrungen manifestiert, die während des dortigen Lebensabschnitts gemacht wurden.

In der Aussage von Pani Regina erscheint Polen weniger als reale, denn als erinnerte Heimat (*imagined home*), als eine raum-zeitliche Einheit, die sie vor ihrer Auswanderung erlebte und die mit der Dauer der Abwesenheit immer weniger der Realität entspricht. Diese wachsende Diskrepanz wird von ihr auch selbst reflektiert. Obgleich Pani Regina gerade noch betont hat, dass Polen ihr »Eins und Alles« ist, nimmt sie eine kritische Haltung zu den Veränderungen in Polen ein, die ihr ein Leben dort weniger attraktiv erscheinen lassen, als in ihrem aktuellen Lebensumfeld. Polen ist für sie zur inneren Heimat geworden, und diese innere Verortung muss räumlich nicht unbedingt nachvollzogen werden.

»Es hat sich auch in Polen viel geändert. Diese ganze Situation jetzt so, äh, die Marktwirtschaft so, die Menschen sind auch anders geworden, auch hier sind die Menschen anders geworden. Und ... aber jetzt, ich meine, dass mich dort weniger hinzieht, das kann ich nicht sagen. [...] Ob ich dort wieder leben möchte, das ist ... äh wenn mich jetzt jemand ... sagen würde, jetzt musst Du dort hinziehen und so, da würd' ich mich auch dagegen streben <Lachen> « (Pani Regina).

Aufschlussreich ist auch die Position der jungen Zuwanderer, deren Migrationserfahrungen noch ganz frisch sind. Pani Marta, die erst seit zwei Jahren in Deutschland lebt, durchläuft gerade einen Abkoppelungsprozess von der Heimat und fühlt sich gleichzeitig in ihrem neuen Lebensumfeld noch fremd. Aus dieser Erfahrung heraus negiert sie die Möglichkeit, gleichzeitig in zwei Realitäten und Sozialräumen verortet zu sein:

»Wenn ich in Polen bin, ich weiß, dass ich nicht mehr ganz dazu gehöre. Ich hab' den Eindruck, es hat sich so viel in der Zeit verändert in mir, [...] das ist nicht das gleiche wie vorher. Aber in Deutschland bin ich immer noch nicht bei mir. [...] Also das ist so: ich bin nicht mehr bei mir in Polen und ich bin nicht bei mir in Deutschland. Deshalb ... ob es so einfach ist, das zu verbinden oder zwei Realitäten zu le-

ben, das würd' ich nicht sagen. [...] Weil die Perspektive ändert sich sehr, wenn man ins Ausland geht. Man entdeckt viel Neues. Auch... bei sich selbst. Und deshalb kann man nicht wirklich zurückgehen. Und deshalb gehört man also nicht mehr so dazu wie vorher. Aber hier ist man auch immer noch fremd. Weil man ist immer Ausländer. Das ist so« (Pani Marta).

Die zitierten Interviewpassagen zeigen die gefühlte multiple Verortung der Migranten, die sich in Abhängigkeit von ihrer Position im Migrations- und Integrationsprozess unterschiedlich darstellt. Während sich mit der Anwesenheitsdauer im Zielland die lokale Verwurzelung vertieft und die tägliche Lebensumwelt zur äußeren Heimat wird, verlagert sich die frühere Lebensumwelt ins Innere der Migranten und wird zum *imagined home*. Und obgleich diese innere Heimat sich immer weiter von der Lebensrealität am Herkunftsort entfernt, bleibt sie wichtig für die Selbstvergewisserung und Identitätsfindung der Migranten.

Wie stark auch die individuelle Lebenseinstellung den Verortungsprozess steuert, soll abschließend die Aussage von Pan Lukas zeigen. Er betrieb seine Auswanderung gezielt und ist der einzige Interviewpartner, der die deutsche Staatsbürgerschaft erworben hat. In seiner Aussage mischen sich Weltoffenheit, Heimatliebe und Integrationswille, und er bringt diese drei Aspekte völlig miteinander in Einklang:

»Wie gesagt, ich habe mich früher schon entschieden, in der DDR zu leben. Und dann jetzt erst recht. Ich wollte nur hier leben. Und da bietet es sich an und da sollte ich auch <die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen, B.G.>. Ich kann weiter meine Gefühle zu Polen haben. Ich habe Gefühle für die ganze Welt und nicht nur für Polen. Ich bin schon immer ein großer Kosmopolit gewesen. Für mich ist die ganze Welt meine Heimat« (Pan Lukas).

Zwischenfazit

Die gleichzeitige Verbundenheit der Migranten mit dem Herkunft- und dem Ankunftsraum kann als multiple Verortung bezeichnet werden. Der Begriff Heimat/Zuhause beinhaltet für die Migranten mehrere Aspekte, die sie verschiedenen Lokalisationen oder nationalen Einheiten zuordnen: Zum einen die lokale Verwurzelung am aktuellen Wohnort, zum anderen die gefühlte Bindung an den Herkunftsort (*imagined home*) und die Herkunftsnation, was mit Gefühlen der nationalen Zugehörigkeit einhergeht. Die Bindung an den Ankunftsraum wächst mit der Dauer des Aufenthalts. Die neue Verortung spielt sich vorwiegend auf lokaler Ebene ab, zu Deutschland als Nation bleiben die Beziehungen eher schwach.

Nationale Identität

Nationale Identität, definiert als die gefühlte Bindung an einen Staat und eine Nation, wird durch Migration auf die Probe gestellt. Das, was früher selbstverständlich und unhinterfragt Bestandteil der Persönlichkeit war, muss der Migrant als Fremder in seinem neuen Lebensumfeld reflektieren, um sich seiner selbst gewiss zu sein. In den qualitativen Interviews nahmen die Gespräche über Identität großen Raum ein. Sie rankten sich um unterschiedliche Ausdruckformen der nationalen Identität, um die Frage, ob die nationale Zugehörigkeit überhaupt als Aspekt der Identität in den Vordergrund gerückt werden sollte, um Ein- und Ausgrenzungen und die Möglichkeit eines »dritten Weges«, sei es nun in Form von Transnationalität, Hybridität, Weltbürgertum oder Identitätsspaltung.

Ausdrucksformen nationaler Identität

Die meisten Migranten werden durch die Wanderung in ein anderes Land erstmals mit ihrer nationalen Identität konfrontiert. Diese Konfrontation erwächst aus der Erfahrung, im Zuwanderungsland ein Fremder, nicht Zugehöriger zu sein. Viele Migranten können es dann nicht ertragen, wenn die Einheimischen Negatives über Polen sagen. Sie fühlen sich persönlich angegriffen und machen sich daran, ihr Herkunftsland zu verteidigen, auch wenn sie selbst manches kritisch sehen. In dieser Situation wird ihnen ihr Anders-Sein besonders bewusst. Pani Marta thematisiert diese Erfahrung:

»Ich merke das bei mir, dass, auch wenn ich an Polen vieles kritisieren kann und wenn es mir hier gefällt, wenn jemand was Schlechtes über Polen sagt, dann fühl' ich mich persönlich angegriffen oder möchte mich auch dagegen wehren. Und dann grenze ich mich irgendwie ab, so von der Person oder von der Meinung. Und also in diesen Situationen bin ich auch fremd. Da fühl' ich mich wirklich fremd. Also, weil dann hab' ich dieses Bedürfnis, Polen zu schützen oder irgendwie zu verteidigen, auch wenn ich selbst eigentlich Polen ... nicht immer gut finde«.

Aus derartigen Erfahrungen heraus entwickelt sich ein Gefühl für die eigene nationale Identität, das sich durch eine bewusste Abgrenzung von der deutschen Identität, Mentalität und Nation definiert. Pan Ryszard erklärt beispielsweise auf die Frage, ob er sich inzwischen in Deutschland zu Hause fühle: »Ich bin Pole. [...] Ich bin kein Deutscher. Ich möchte auch keine deutsche Staatsbürgerschaft besitzen«. Identitätsfindung durch Abgrenzung war vor allem in den Gesprächen mit jenen Migranten zu finden, die erst seit kürzerer Zeit in Deutschland lebten oder die beruflich weniger gut integriert waren. Viele Gesprächspartner zeigten jedoch auch ein ausgeprägtes Selbstbewusst-

sein hinsichtlich ihrer nationalen Zugehörigkeit. Auf die Frage nach ihrer Motivation zum Engagement im »Polonia«-Verein antwortete z.B. Pani Joanna mit großem Nachdruck:

»Ich bin doch Polin. Ich lebe hier siebzehn Jahre, ich spreche Deutsch, aber ich habe immer noch meinen polnischen Pass, ich habe meine Staatsbürgerschaft nicht geändert. Ich bin Polin und das lässt sich nicht bestreiten, ja. Ich habe auch kein Problem damit zu sagen: ich bin eine Polin. Und wenn ich schon Polin bin, das ist doch für mich selbstverständlich, dass ich zu solche Organisation, zu solchem Verein gehöre, wo wir auch unsere Traditionen pflegen« (Pani Joanna).

Vor allem in den Gesprächen mit den etablierten Migrantinnen der 1970er und 1980er Jahre ist diese Vehemenz zu spüren. Sie widerstanden dem Assimilierungsdruck in der DDR und entwickelten während dieser Zeit ein besonderes Bewusstsein für ihre nationale Herkunft. So vertrat z.B. Pani Regina bereits zu DDR-Zeiten offensiv ihre polnische Identität:

»Wenn ich jetzt mein' Landsmann treffe im Laden und das war auch früher so, da hab ich Polnisch gesprochen, das mach ich heute auch. [...]Gibt's welche, die [...] in dem Moment Hemmung haben und sich schämen und sprechen Sie dann Deutsch an. Und dann, ich sage dann meistens, ich rede dann weiter Polnisch, ... ne. <Lachen> Das macht mir dann nichts aus, aber, ... <wieder ernst> ich habe mir das nicht verbieten lassen«(Pani Regina).

Eine weitere Gruppe von Migranten möchte die nationale Herkunft gar nicht als Teil ihrer Identität in den Vordergrund rücken, und zwar weder im positiven noch im negativen Sinne. Ihnen geht es vor allem darum, um ihrer selbst anerkannt zu werden, ohne nationale Zuschreibungen. Pan Lukas z.B. erzählt von den anfänglichen Unsicherheiten bezüglich seiner Aufnahme unter deutschen Kollegen. Er strengte sich an und versuchte, durch seine beruflichen Fähigkeiten Anerkennung zu bekommen, was ihm seiner Meinung nach auch gelungen war. Umso enttäuschter war er, als er erfuhr, dass er selbst von seinem Brigadeleiter nicht als Individuum anerkannt wurde:

»Mein Polier oder Meister hat immer zu mir gesagt »Lukas, Lukas«, alles war klar und ich war freundlich und so weiter. Aber als ich dann weg war, da hat er auch nie gesagt »der Lukas«, sondern da hat er immer gesagt, »der Pole« oder so. Normalerweise sollte so etwas nicht sein. Ihr Deutschen sagt auch nicht »der Deutsche« oder so, obwohl das kein Schimpfwort ist. Aber wenn man schon per Du ist, dann erzählt man nicht zu den anderen, »der Pole ist das oder macht das oder das, holt den Polen«. [...] Das ist irgendwie auch ein bisschen negativ«(Pan Lukas).

Auch Pan Dariusz betont die Autonomie seiner Ich-Identität, die jenseits nationaler Zuschreibungen anerkannt werden soll: »Es ist egal, ob ich mich als Deutscher, als Pole oder als Chinese vorstelle. Ich bin Dariusz«.

Alle drei vorgefundenen Ausdrucksformen nationaler Identität stehen in einem Zusammenhang zum Migrations- und Integrationsverlauf: die Identitätsdefinition durch bewusste Abgrenzung von der Mehrheitsidentität, die durch die aktive Auseinandersetzung mit dem eigenen Fremd-Sein vor allem bei erst kürzlich zugewanderten oder weniger gut integrierten Migranten auftritt, der selbstbewusste, offensive Umgang bei den etablierten Migranten, und die Betonung der Ich-Identität jenseits ethnischer Kriterien bei jenen, die sich besonders aktiv um ihre Integration bemühen.

Gibt es transnationale Identitäten?

In der theoretischen Diskussion zur transnationalen Mobilität und zu transnationalen Lebensformen wurde das Konzept der Hybridität vorgestellt. Daneben stehen andere Konzepte der Identitätsentwicklung in Folge internationaler Migration, wie etwa die gesplante Identität, die Sowohl-als-auch-Identität oder das Weltbürgertum. In der empirischen Fallstudie wurde diese Thematik aufgegriffen, wobei die Frage im Vordergrund stand, ob transnationale Identitäten unter den Leipziger Polen überhaupt existieren und unter welchen Rahmenbedingungen sie sich gegebenenfalls entwickelt haben.

Der Vorsitzende des »Polonia«-Vereins (E4) identifiziert aus seiner Erfahrung heraus drei verschiedene Gruppen hinsichtlich des nationalen Selbstbildes, von denen jedoch keine die Kriterien einer transnationalen – oder hybriden – Identität vollständig erfüllt. Die erste Gruppe beschreibt er am Beispiel seines zweisprachig aufwachsenden Sohnes, der zwar ein Bewusstsein für seine binationale Herkunft besitzt, jedoch durch seinen bisherigen Lebensweg fest in Leipzig verwurzelt ist und demzufolge ausschließlich eine nationale Bindung an Deutschland aufweist.

»Also ich denke, selbst wenn man jetzt so zweisprachig aufwächst, wie unsere Kinder hier, sie wachsen ja trotzdem in Leipzig auf, und auch wenn sie wissen und auch viele eben auch den polnischen Pass haben und den auch behalten wollen und da stolz sind, wenn sie nach Polen fahren, da beide mitzunehmen und an der Grenze dem Deutschen erst den roten zu zeigen und dann dem Polen den dunkelblauen, trotzdem sind das eher Leipziger und als Leipziger sind's eher Deutsche, ne. Selbst wenn, wenn, unser Sohn mich irgendwas, ganz ordentlich auf Polnisch fragt zu Polen, fragt er mich dann: »Vati, wie ist das bei euch in Polen? Er empfindet, er weiß, das er eben so, so, so'n Mischling ist, aber für ihn ist doch ... er fühlt sich ja hier zu Hause« (E4).

Als zweite Gruppe sieht der Interviewpartner diejenigen, die im Erwachsenenalter migrieren, von denen er denkt, dass sie die Wurzeln ihres Herkunftslandes immer in sich tragen werden. Selbst wenn sie sich um Assimilierung bemühten und vielleicht sogar den Wechsel der Staatsbürgerschaft vollzögen, würden sie anhand ihrer sprachlichen Merkmale von der deutschen Gesellschaft als nicht zugehörig wahrgenommen. In Kombination der eigenen Wahrnehmung der polnischen Herkunft und der Außensicht des Nicht-Dazugehörens würde sich ihr Selbstbild stets in Richtung der polnischen Identität formen:

»Man kann auch gut beobachten, ob jemand schon in, in halbwegs Erwachsenenalter hierher gekommen ist, also, sagen wir mal in Polen schon erwachsen ist, der bleibt sein Leben lang ein Pole; [...] man wird's immer an der Sprache merken. Das, das geht nicht anders, ne. Und er wird trotzdem sich eher im Polnischen zu Hause fühlen als im Deutschen. Auch wenn er sich manchmal schon in Polen fremder fühlt als in Deutschland, also das Land, wo man wohnt, und so weiter, das ist das eine, aber, sagen wir mal, sich in der Kultur eher fühlen, oder sich, sich so sprachlich einem bestimmten, einer Bevölkerungsgruppe angehörig zu fühlen« (E4).

Als dritte Gruppe identifiziert er jene Menschen, die sich in der ganzen Welt zu Hause fühlen. Diese würde er aber als Kosmopoliten bezeichnen, da sie keinerlei Bindung an eine bestimmte nationale Einheit verspüren.

»Ich kenn' aber auch Leute, die wirklich eben ... keine solche Bindung an ihr Ursprungsland haben, die sich tatsächlich eben international fühlen und heute hier sind und, und morgen dann sonst wohin gehen können, nach Amerika oder Afrika und sonst wo und überall eben so normal leben können. Ob das, ob das das ist, ich weiß es nicht. Für mich ist das immer Kosmopolit und, und nicht transnational« (E4).

Diese drei Gruppen können durch Aussagen aus den narrativen Interviews belegt werden. Die Situation der Kinder aus binationalen Ehen wird von fast allen polnischen Elternteilen, mit denen Gespräche geführt wurden, ähnlich beurteilt. Obgleich sich alle bemühten, ihren Kindern durch die Vermittlung der polnischen Sprache, polnischer Bräuche und häufiger Besuche bei der polnischen Verwandtschaft ein Gefühl für ihre partiell polnische Herkunft mitzugeben, sehen es alle als zentrales Element der Identitätsentwicklung an, dass die Kinder ihr bisheriges Leben ausschließlich in Deutschland verbrachten und dadurch ganz überwiegend geprägt wurden. Diese Wahrnehmung wurde meist im Zusammenhang mit einem geplanten Staatsbürgerschaftswechsel geäußert, und häufig schwingt bei den polnischen Gesprächspartnern Bedauern mit, dass ihre Kinder offensichtlich keinen Wert auf die polnische Staatsbürgerschaft als Ausdruck ihrer Herkunft legen. Pani Katarzyna z.B. konnte sich gegenüber ihrer Familie nicht mit dem Wunsch durchsetzen, für

ihre Kinder zusätzlich zur deutschen auch die polnische Staatsbürgerschaft zu beantragen:

»Also ich wollte gerne, dass die Doppelte haben (...) [...] und mein Mann meinte: »Ja, die sind hier geboren, ich weiß es nicht, ob sie richtige Polen werden«, aber ich sage: »Doppelte wär' nicht verkehrt, da könnten sie überall hin« [...] Aber Geburtsort haben sie sowieso Deutschland, da wären sie nicht so wie ich mit dem Herzen dabei, ne. [...] Wo ich jünger war, hatt' ich gesagt: warum, was hat das nicht geklappt. Da war ich auch traurig, aber jetzt sag' ich, müssen ihr Leben selbst basteln. Die sind mehr deutsch als polnisch, denke ich und ... mich hält das irgendwie, ne, aber ... sie werden sicher nicht wie ich« (Pani Katarzyna).

Ähnlich beurteilt Pani Regina die Identität ihrer Kinder. Obgleich sie von Geburt an die polnische Staatsbürgerschaft hatten und erst nach der Wende zusätzlich den deutschen Pass erhielten, sieht sie sie mehr in Deutschland verwurzelt. Sie thematisiert diesen Aspekt im Vergleich zu ihrer eigenen Situation: Im Falle ihrer Einbürgerung müsste sie – im Gegensatz zu ihren Kindern – den polnischen Pass abgeben, und davor schreckt sie zurück: »Und für mich ist das größere Problem als für die. Denn die ja, die leben ja hier. Die haben bestimmt nicht so 'ne Beziehung zu Polen wie ich. Fahren auch dort gerne, aber eigentlich die sind hier zu Hause, ne. Und ..., und da hab ich ... das nicht übers Herz gebracht«. Pani Regina steht mit dieser Aussage zugleich beispielhaft für die zweite Ausprägungsform der nationalen Zugehörigkeit. Als Erwachsene ausgewandert, fühlt sie weiterhin eine starke Bindung an das Herkunftsland, was ihr einen Wechsel der Staatsbürgerschaft erschwert.

Die dritte Gruppe, die sich zur Frage der nationalen Identität indifferent verhält oder eine kosmopolitische Einstellung vertritt, ist relativ selten. Ein Beispiel wurde bereits an anderer Stelle aufgeführt, jenes von Pan Lukas, der stets in die Ferne strebte, sich bewusst für ein Leben in der DDR (bis hin zur staatsbürgerlichen Integration) entschied und sich selbst als Weltbürger bezeichnet. Ein weiteres Beispiel für diese Gruppe ist Pan Dariusz, der einen Teil seiner Kindheit in Deutschland verbrachte, nach der Remigration unbedingt wieder in Deutschland leben wollte, und der sich für die Zukunft ein Leben in Polen vorstellen kann. Er würde aus pragmatischen Gründen auch die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen, betont aber, dass nationale Zugehörigkeit für ihn keine Bedeutung besitzt: »Ich hab' keine, ich hab' da überhaupt kein Gefühl dazu, irgendwo dazu zu gehören, also zum Land. Ich lebe in Leipzig und das liegt in Deutschland, aber ob ich da jetzt irgendwie für Polen bin, oder die Frage käme, kämpfst du jetzt für Polen oder auf der deutschen Seite, könnt ich nicht beantworten. Keine Ahnung«. Die Indifferenz hinsichtlich der nationalen Zugehörigkeit, die einen Wechsel der Staatsbürgerschaft offensichtlich erleichtert, scheint im Fall von Pan Lukas mit einer

grundsätzlich weltoffenen Lebenseinstellung zusammenzuhängen. Bei Pan Dariusz sind hingegen Anzeichen einer Hybridisierung zu erkennen, die vermutlich aus seiner frühen Migrationserfahrung herrühren.

Ein Sonderfall innerhalb dieser Typisierung stellen die schlesischen Arbeitsmigranten dar, die sowohl die deutsche als auch die polnische Staatsbürgerschaft besitzen, die allerdings aufgrund ihrer sprachlichen Defizite in Deutschland stets als Ausländer betrachtet werden. Auch in Polen befinden sie sich als Deutschstämmige in einer Minderheitenposition. Diese doppelte Ausgrenzung führt zu einer Haltung, die man als Weder-Noch-Identität bezeichnen könnte.

»Kreis Oppeln, da sind fast alle Deutschen so. Dort, dort ist auch die deutsche Minderheit alles dort ist, ne, deshalb ... kommt keiner auf der Straße und sagt mir, ich bin Deutscher oder so, aber im Allgemeinen, die Region, wo wir wohnen, da ist so genannt. Und, und hier wo gehen wir da sowieso, jeden Tag sagt, dass wir sind aus Polen. Wir haben sowieso deutschen Pass, deutschen Personalausweis, alles deutsche aber sowieso, wenn hörst Du, dass ich Pole. Hier sind wir polnische Leute und in Polen sind wir Deutsche und so ist das....Wir gehören nicht hier und nicht dort, das ist so« (Pan Leszek).

Zwischenfazit

Es wurde deutlich, dass sich nationale Identität als gefühlte Volkszugehörigkeit vor allem aus drei Faktoren zusammensetzt: Dem gelebten Leben, wobei vor allem die Phase der Kindheit und Jugend prägend wirkt, der Stellung im Migrations- und Integrationsverlauf, die die Phasen der Fremdheit, der Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft und der Neupositionierung beinhaltet, sowie der individuellen Lebenseinstellung, die sich zum Beispiel durch ein Übermaß an Heimatverbundenheit oder Weltoffenheit ausdrückt. Im Gegensatz zu dem Gefühl von »Heimat«, das auch eine *lokale* oder *regionale* Verbundenheit beinhalten kann und eine gewisse Veränderlichkeit aufweist, beschränkt sich die Frage der nationalen Identität ausschließlich auf *national-räumliche* Bindungen und ist weitgehend statisch. Es bestätigte sich die aus den theoretischen Erörterungen abgeleitete These, dass das Gefühl der nationalen Bindung entscheidend in der kindlichen Prägephase ausgebildet wird. Die während dieser Zeit erworbenen Sprachkenntnisse und die kulturellen und regionalen Erfahrungen scheinen sich auch durch spätere, andersartige Prägungen nicht mehr entscheidend zu verändern. Fälle von Hybridisierung sind selten und beruhen meist entweder auf frühzeitig in den Lebenszyklus integrierten Migrationserfahrungen, auf einer kosmopolitischen Lebenseinstellung oder auf Besonderheiten im *nation building* Prozess der beteiligten Staa-

ten, während der Grenzziehungen über autochthone Gruppen hinweggehen und sie zur Minderheit im eigenen Land machen.

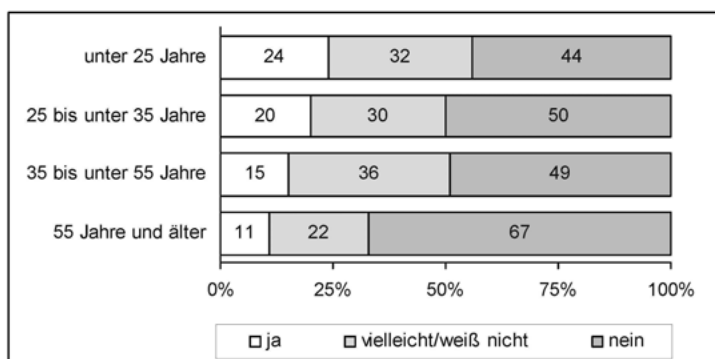
Die Bedeutung der Staatsbürgerschaft für die nationale Identität

Das Indikatorenmodell zum Transnationalismus weist als ein Indiz für Transidentität die Divergenz zwischen dem (gegenwärtigen und zukünftigen) Lebensmittelpunkt und der Staatsbürgerschaft aus. Hier soll nun der Frage nachgegangen werden, was Staatsbürgerschaft für die nationale Zugehörigkeit bedeutet. Wie stehen die Migranten zu einem Wechsel der Staatsbürgerschaft? Ist der Wunsch nach Einbürgerung auf einen Wandel der nationalen Identität zurückzuführen? Von welchen Faktoren und Motiven ist der Wechsel der Staatsbürgerschaft abhängig?

Einflussfaktoren der Einbürgerung

Mehr als die Hälfte der Befragten (51 %) verspürt keinen Wunsch, deutscher Staatsbürger zu werden, lediglich ein knappes Fünftel (18 %) bejaht die Frage nach einer gewünschten Einbürgerung, das übrige Drittel zeigt sich unentschieden. Während sich vor allem die älteren Befragten gegen eine Einbürgerung aussprechen, steigt die Zustimmung zu den jüngeren Altersgruppen hin an und erreicht bei den unter 25-Jährigen einen Wert von knapp einem Viertel (vgl. Abb. 32).

Abb. 32: Wunsch nach deutscher Staatsangehörigkeit, nach Altersgruppen

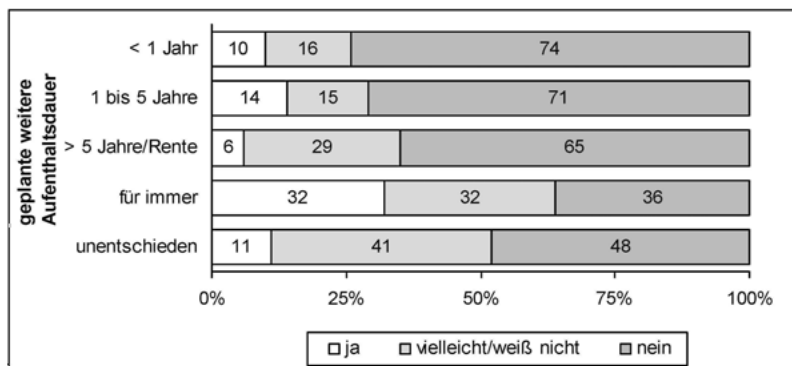


Quelle: eigene Erhebung, $n = 158$

Die Aufschlüsselung nach der geplanten Aufenthaltsdauer zeigt einen Rückgang der negativen Einstellung zur Einbürgerung mit zunehmender Aufent-

haltungsperspektive in Deutschland. Jene, die für immer bleiben möchten, zeigen mit 32 % die höchste Zustimmung aller betrachteten Untergruppen (Abb. 33). Hingegen ist der Anteil der Zustimmung bei jenen, die ihren Aufenthalt in Deutschland zeitlich klar begrenzt sehen, am geringsten. Gleichzeitig ist der Anteil der Indifferenz bei jenen, die sich über die Dauer ihres weiteren Verbleibs in Deutschland nicht im Klaren sind, am höchsten.

Abb. 33: Wunsch nach deutscher Staatsangehörigkeit, nach geplanter weiterer Aufenthaltsdauer



Quelle: eigene Erhebung, $n = 157$

Beide Ergebnisse lassen auf pragmatische Gründe für den Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft schließen: Die jungen Zuwanderer haben die größten Chancen, von einer Einbürgerung zu profitieren, vor allem hinsichtlich ihrer beruflichen Integration. Gleichzeitig besitzen die jüngsten Migranten am seltensten längerfristige Aufenthaltstitel, könnten also auch die aufenthaltsrechtlichen Vorteile einer Einbürgerung genießen. Die Verbesserung der beruflichen Integrationsmöglichkeiten durch Einbürgerung könnte auch bei jenen, die einen dauerhaften Aufenthalt in Deutschland planen, ausschlaggebend für ihre hohe Zustimmung sein. Die älteren Migranten, die einer Einbürgerung besonders zurückhaltend gegenüberstehen, verfügen meist ohnehin über dauerhafte Aufenthaltstitel, und auch in beruflicher Hinsicht dürfte ihnen eine Einbürgerung kaum noch Vorteile bringen.¹¹ Eine Analyse des Einbürgerungswillens nach der Zuwanderungsphase unterstützt diese Befunde: Die höchste Zustimmung zum Staatsbürgerschaftswechsel kann bei den Zuwande-

11 Eine weitere Ursache für die verhaltende Einstellung der Älteren gegenüber einer Einbürgerung dürfte in ihrer engen emotionalen Bindung an das Herkunftsland liegen, die mit 95 % bei dieser Altersgruppe am stärksten ausgeprägt ist.

ren der vergangenen Jahre nachgewiesen werden (21 %), während die bereits vor 1989 Zugewanderten die höchste Ablehnung (61 %) äußern.

Aufschlussreich ist auch die Betrachtung der Extremfälle: Die mit 6 bzw. 7 % weitaus geringste Bereitschaft zur Einbürgerung zeigen jene Migranten mit hohem Bildungsabschluss und hoher beruflicher Position, die Arbeitsmigranten, jene mit mittelfristiger Aufenthaltsperspektive sowie jene Migranten, die mit einem polnischen Ehepartner in Leipzig leben. Diese Einzelmerkmale charakterisieren jene Gruppe der Hochqualifizierten, die gemeinsam mit ihren Familien für eine begrenzte Zeit nach Leipzig gekommen sind und hier überwiegend hohe berufliche Positionen einnehmen. Auf der anderen Seite ist ein überdurchschnittlicher Einbürgerungswille bei den schlechter Gebildeten (26 %) und beruflich niedriger Positionierten (21 %) auszumachen, bei den Heiratsmigranten (22 %), sowie bei jenen, die in Leipzig in einer binationalen Familie leben (21 %).

Über die Gründe der verbreiteten Ablehnung einer Einbürgerung geben die qualitativen Interviews Auskunft. Es sind zwei dominante Sichtweisen zu erkennen, zum einen die pragmatische Einstellung, die die Vor- und Nachteile des Staatsbürgerschaftswechsels abwägt, zum anderen die emotionale Position, die Staatsbürgerschaft als Ausdruck der nationalräumlichen Bindung artikuliert.

Die pragmatische Sichtweise auf Einbürgerung

Die formale Staatsangehörigkeit ist mit praktischen Aspekten verbunden, die zum Vorteil und zum Nachteil von Migranten reichen können. Die Einbürgerung in Deutschland bringt Vorteile in beruflicher Hinsicht, indem sie z.B. Migranten den Zugang zu bestimmten Statusgruppen (Beamtentum) eröffnet. Ebenso kann ein Wechsel der Staatsbürgerschaft die soziale Integration in die Mehrheitsgesellschaft erleichtern. In der DDR hatte andererseits die Beibehaltung der Herkunftsstaatsbürgerschaft Vorteile, konnte man doch mit dem polnischen Pass ungehindert Reisen ins westliche Ausland unternehmen. Wie stark wird die Entscheidung zum Wechsel der Staatsbürgerschaft von diesen pragmatischen Aspekten beeinflusst? Am Beispiel von Pan Lukas, der sich nach der politischen Wende einbürgern ließ, kann den unterschiedlichen Motivlagen nachgespürt werden. Pan Lukas kam nach mehreren Anläufen, Polen in Richtung Westen zu verlassen, als Vertragsarbeiter in die DDR, heiratete und wurde in Leipzig ansässig. Er versuchte von Anfang an, ein gleichwertiges Mitglied der Gesellschaft zu sein, was für ihn auch die Einbürgerung beinhaltete. Dennoch vollzog er den Schritt zur Einbürgerung erst nach der politischen Wende, da er vor allem die Möglichkeit des freien Reisens nicht aufgeben wollte, die er durch die polnische Staatsangehörigkeit im Gegensatz zu DDR-Bürgern besaß.

»Als ich hierher gekommen bin wollte ich doch...habe ich eine Familie gegründet. Das wollten wir so. Alle beide. Das war Liebe, so. Und da habe ich gesagt... Ich wollte auch selber hier sein. Da wollte ich mich integrieren lassen, dass ich so bin wie jeder andere. Na ja, und da habe ich mich immer daran gehalten, obwohl ich noch polnischer Staatsbürger war. Aber trotzdem habe ich mich als Teil der Gesellschaft gefühlt und mich genauso benommen wie jeder gute Mensch [...] Na ja, dann nach verschiedenen Gesprächen haben sie <Kollegen und Freunde, B.G.> dann gesagt: »Willst du nicht die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen?« – in der DDR damals noch – Ich sage: »Na ja, da verliere ich meine Freiheit.« Ich sage: »Ich fühle mich genauso wie Du hier, aber ich verliere meine Freiheit.« (Pan Lukas).

Nach der politischen Wende ließ er sich einbürgern und sogar seinen Namen eindeutschen: aus Lukasz wurde Lukas. Dieser Schritt war wichtig für ihn, um sich selbst und nach außen zu zeigen, dass er vollkommen in die deutsche Gesellschaft integriert ist. Gleichzeitig hält er an seinen Gefühlen zu Polen fest und er sieht darin keinen Widerspruch:

»Wie die Kollegen noch zu DDR- Zeiten gesagt haben, da habe ich aus Spaß gesagt, ich würde deutscher Bürger werden, wenn Deutschland zusammen kommt. [...] Und dann kam's auch wirklich. Wie gesagt, der Weg in den Westen war früher für mich versperrt. Da kam dafür der Westen zu mir. [...] Da habe ich praktisch erreicht, was ich wollte. Wie gesagt, ich habe mich früher schon entschieden, in der DDR zu leben. Und dann jetzt erst recht. [...] Ich kann weiter meine Gefühle zu Polen haben. Ich habe Gefühle für die ganze Welt und nicht nur für Polen« (Pan Lukas).

Die Reisefreiheit, die man in der DDR mit dem polnischen Pass hatte, war für viele Heiratsmigranten ein Grund, sich nicht einbürgern zu lassen und auch ihren Kindern die polnische Staatsbürgerschaft zu übertragen. Nach der Wende sahen gerade jene, die zu diesem Zeitpunkt bereits beruflich und gesellschaftlich etabliert waren, keine Vorteile mehr im Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft. Hinzu kommt die Wahrnehmung äußerer Grenzziehungen durch die Mehrheitsgesellschaft, welche sie selbst im Falle einer Einbürgerung noch aufgrund ihres Akzents als Ausländerin identifizieren würde.

»Also ich würde nicht rüber gehen, weil ich da sowieso keine richtige Deutsche wäre« (Pani Katarzyna).

»Wenn ich den Mund aufmache, man merkt, dass ich Ausländerin bin, ob ich den deutschen Pass habe oder nicht, entweder, wenn mich einer leiden kann, der kann mich mit dem auch leiden« (Pani Regina).

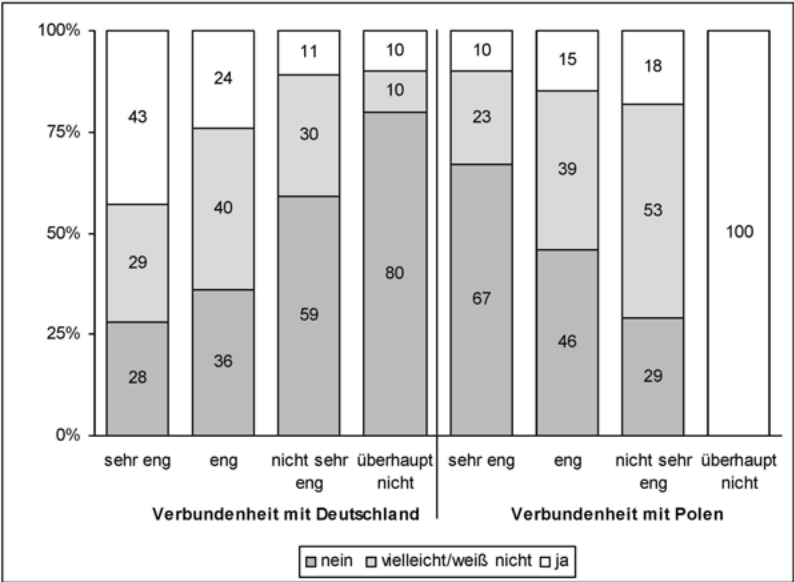
Die emotionale Sichtweise auf Einbürgerung: »Ich war nicht bereit«

Viele Migranten verspüren eine äußerst große Verbundenheit zu ihrem Herkunftsland und sehen sich aus diesem Grunde außerstande, ihre Staatsbürgerschaft als äußeres Zeichen der nationalen Bindung aufzugeben. So erzählt Pani Regina über ihre emotionale Reaktion, als sie die deutsche Staatsbürgerschaft für ihre Kinder beantragte und ihr von dem Beamten geraten wurde, ebenfalls die Staatsbürgerschaft zu wechseln:

»Und da hatte, ich war dann im Rathaus und der Beamte da, mit dem ich gesprochen habe, der sagte zu mir, er würde auch den Namen den Kinder ändern, weil das ganz auf Ausländer deutet [...] Und da hat er zu mir gesagt: und Ihnen würd' ich das auch raten, Ihre Staatsangehörigkeit, das praktisch, die Deutsche anzunehmen. Und da bin ich dann von dort raus und so richtig sauer und wütend gegangen. Das war mir so richtig, ... da hab ich gedacht, nee, das kann ich ... ich war nicht bereit einfach« (Pani Regina).

Diese Einstellung hat in der Regel nichts mit einer fehlenden Verwurzelung oder mangelnden Integration am Ankunftsort zu tun. Wie bereits aufgezeigt wurde, äußern viele Migranten eine tiefe Bindung an den Wohnort Leipzig, trennen dies jedoch von ihren nationalen Bindungen. Für die Frage der Einbürgerung scheint jedoch allein die *nationale* Identifikation den Ausschlag zu geben. Die quantitativen Daten zeigen einen statistisch signifikanten linearen Zusammenhang zwischen nationaler Verbundenheit und Einbürgerungsbereitschaft: Eine enge Bindung an Polen geht mit einem geringen Einbürgerungswillen einher, während eine enge Bindung an Deutschland gleichzeitig eine hohe Bereitschaft zum Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft bedeutet (Abb. 34). Hingegen zeigte sich bei den lokalen Bindungen kein Zusammenhang zwischen der Stärke der lokalen Verortung und der Stärke des Einbürgerungswillens.

Abb. 34: Zusammenhang zwischen nationaler Verbundenheit und Einbürgerungsbereitschaft



Quelle: eigene Erhebung, $n_{\text{Verbundenheit}_D} = 136$ ($R_s = -.288^{**}$),
 $n_{\text{Verbundenheit}_P} = 143$ ($R_s = .221^{**}$)

Zur Frage der Doppelstaatsbürgerschaft

Die ablehnende Haltung des deutschen Staates zur Frage der doppelten Staatsbürgerschaft resultiert aus der Annahme, dass Loyalität nur zu jeweils einer nationalen Einheit ausgebildet werden kann. Transnationale Migranten, mit ihren stark ausgeprägten multiplen Bindungen, liefern hier einen Gegenbeweis: Unter denjenigen Befragten, die den Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft nicht grundsätzlich ablehnten, aber zum Zeitpunkt der Befragung noch unentschieden waren, machten etliche eine Anmerkung im Fragebogen, dass sie sich einen Erwerb der deutschen nur *zusätzlich* zu ihrer polnischen Staatsbürgerschaft vorstellen könnten. Derartige Doppelstaatsbürgerschaften sind weder im deutschen noch im polnischen Staatsbürgerschaftsrecht vorgesehen, wobei es zwei Ausnahmen gibt: Einerseits Kinder aus binationalen Ehen, die einen legalen Anspruch auf die Staatsangehörigkeit beider Staaten haben, zum anderen deutschstämmige Polen, die in Polen ihre deutsche Herkunft feststellen lassen und mit diesem Dokument einen deutschen Pass erhalten, ohne dass sie von den Behörden des einen oder anderen Landes zur Rückgabe des polnischen Passes aufgefordert würden. Polnische Staatsange-

hörige, die ihre Einbürgerung in Deutschland anstreben, erhalten ihren deutschen Pass hingegen nur, wenn sie gleichzeitig den polnischen Pass abgeben. Im Gespräch mit der Studentin Pani Marta, die sich in Leipzig verwurzelt fühlt, sich aber ebenso zu ihrer polnischen Identität bekennt, wurde diese Frage erörtert. Pani Marta könnte es sich nicht vorstellen, ihre polnische Staatsbürgerschaft zu Gunsten einer anderen Staatsbürgerschaft aufzugeben und kritisiert die Haltung des deutschen Staates, der keine Doppelstaatsbürgerschaft zulässt.

Pani M.: In vielen Ländern kann man eine doppelte haben und in Deutschland muss man seine eigene aufgeben, und das stört mich einfach, dass Deutschland so was verlangt, dass man seine... Und ich weiß nicht. ... Ich, also ich würde das nicht unbedingt machen.

B.G.: Aber ist das dann so, dass man Identität auch über die Staatsangehörigkeit definiert?

Pani M.: Also teilweise sicher. Auch wenn man das nicht will oder wenn das nicht bewusst ist oder...Ich glaub', dass es trotzdem eine Rolle spielt.

Es bleibt festzuhalten, dass für die multiple Verortung, die viele der polnischen Migranten artikulieren, derzeit weder in Deutschland noch in Polen angemessene formale Ausdrucksmöglichkeiten existieren. Die betroffenen Migranten würden dies jedoch begrüßen. Sie möchten ihre Loyalität zum deutschen Staat zeigen und mit der Mehrheitsgesellschaft gleichberechtigt sein und würden dieses Ziel durch die deutsche Staatsbürgerschaft erreichen. Dies steht jedoch nicht im Widerspruch zu ihren Empfindungen gegenüber Polen, deshalb wird die Beibehaltung der polnischen Staatsbürgerschaft als etwas Selbstverständliches betrachtet. Dass beide Staaten die Möglichkeit der doppelten Staatsbürgerschaft nicht vorsehen, ist für die Migranten nicht nachvollziehbar.

Zwischenfazit

Die Frage einer Angleichung der Staatsbürgerschaft an den aktuellen und zukünftigen nationalen Lebenskontext wird von pragmatischen und emotionalen Motiven geleitet. Die pragmatische Sichtweise wägt die Vor- und Nachteile einer Einbürgerung gegeneinander ab. Dies resultierte während des Regimes der DDR in einer negativen Entscheidung, findet jedoch im staatlichen Rahmen des vereinten Deutschland vor allem bei jenen Zustimmung, die einen dauerhaften Verbleib in Deutschland planen oder/und die den größten Teil ihres (Berufs-) Lebens noch vor sich haben. Die emotionale Sichtweise setzt Staatsbürgerschaft mit nationaler Identität gleich und führt dazu, dass die polnische Staatsbürgerschaft als sichtbares Zeichen der nationalen Zugehörigkeit

beibehalten wird. Diese Position ist vor allem bei den bereits lange in Deutschland lebenden und gut integrierten Migranten anzutreffen. Die vielfach vorhandene Loyalität zu beiden nationalen Entitäten, die sich in einer emotionalen Bindung an das Herkunftsland und das gleichzeitige Bekenntnis zu den Verfassungsgrundsätzen des Ankunftslandes Deutschland manifestiert, könnte am besten durch den Erwerb einer Doppelstaatsbürgerschaft zum Ausdruck gebracht werden.

Zusammenfassung: Die Ausdifferenzierung räumlicher und nationaler Identität

In diesem Kapitel wurde der Einfluss von Migration auf die gefühlte nationale Zugehörigkeit untersucht. Die nationale Verortung wurde aus verschiedenen Perspektiven betrachtet. Zum einen wurde der Heimatbegriff und die gefühlte nationale Identität thematisiert, zum anderen die formale Zugehörigkeit, die sich durch die Staatsangehörigkeit ausdrückt. Es wurde nach Varianten nationaler Selbstverortung und ihren Ursachen gesucht und die Veränderlichkeit nationaler Positionen thematisiert. Vor allem wurde nach Formen relationaler Identitätskonstruktion gesucht. Bei vielen Migranten wurden Anzeichen für eine multiple Verortung festgestellt, die sich in der lokalen Verwurzelung am deutschen Wohnort einerseits und der gefühlten Bindung an das Herkunftsland und den Herkunftsort andererseits niederschlägt. Es konnte nachgewiesen werden, dass die lokale Bindung mit der Anwesenheitsdauer wächst, während das Zugehörigkeitsgefühl zu Polen oder dem polnischen Herkunftsort weitgehend stabil bleibt. Das Bewusstsein für eine nationale Identität kann im Zusammenhang mit dem Migrations- und Integrationsprozess gesehen werden: Bei den Neuankömmlingen manifestiert sich nationale Identität durch die bewusste Abgrenzung von der Ankunftsgesellschaft, was sich aus dem Erlebnis der Fremdheit ableiten lässt. Jene, die sich stark um Integration bemühen, neigen zu einer Zurückstellung der Bedeutung nationaler Identität und betonen ihre Individualität. Die fest ansässigen und gesellschaftlich etablierten Migranten hingegen präsentieren ihre nationale Identität häufig mit großem Selbstbewusstsein, was sich mit dem Begriff des »*ethnic revival*« charakterisieren lässt (vgl. Treibel 1999: 195ff).

Die Frage nach einer »Transnationalisierung« bzw. »Hybridisierung« der Identität muss mit Blick auf die Migrationsbiographie und den Lebenszyklus beantwortet werden. Wie in den theoretischen Erörterungen bereits festgestellt wurde, besitzt vor allem die Phase der Kindheit und Jugend eine große Bedeutung für die Herausbildung der (national)räumlichen Identität (vgl. Weichhart 1990a: 43f). Die Prägung, die während dieser Zeit stattfindet, scheint auch durch spätere Lebens- und Migrationserfahrungen nicht mehr aufgehoben zu werden. Es zeigte sich zudem, dass auch der physisch-

materielle Raum, in dem diese Lebenserfahrungen erworben wurden, von Bedeutung ist. So scheint das Aufwachsen in einer binationalen Familie weniger zu einer Transnationalisierung der Identität beizutragen, als wenn die Kindheit und Jugend in mehr als einem Nationalstaat verbracht wird, wie die Biographien von Pan Dariusz und Pani Alina zeigen. Die Analyse der quantitativen und qualitativen Daten verdeutlichte die Tatsache, dass es kaum zu einer vollständigen »Transnationalisierung« oder »Hybridisierung« nationaler Identität kommt, sondern dass diese Typen vielmehr tendenziell ausgebildet werden.

Die Bedeutung der Staatsbürgerschaft für die nationale Identität beinhaltet eine pragmatische und eine emotionale Komponente. Die pragmatische Sichtweise wägt die Vor- und Nachteile des Staatsbürgerschaftswechsels gegeneinander ab, was in der DDR vielfach in der Beibehaltung der polnischen Staatsangehörigkeit resultierte, nach der Wende aber gerade bei jüngeren Zuwanderern mit längerfristigen Aufenthaltsplänen die Tendenz des Staatsbürgerschaftswechsels fördert. Die emotionale Sichtweise nährt sich hingegen aus der Einstellung, dass die Staatsbürgerschaft die nationale Identität zum Ausdruck bringt. Diese Einstellung führt zur Beibehaltung der polnischen Staatsbürgerschaft. Sie ist vor allem bei den etablierten Migranten früherer Einwanderungsphasen vorzufinden und wiederum als Zeichen des *ethnic revival* zu werten. Die vielfach geäußerten und auch in den Datenauswertungen nachweisbaren multiplen lokalen und nationalen Verortungen und Bindungen würden durch die Möglichkeit einer doppelten Staatsbürgerschaft am besten zum Ausdruck gebracht werden. Unter diesen Voraussetzungen wäre ein größerer Anteil der Migranten zu einem Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft bereit.

Die Erklärungskraft des Transnationalismus-Modells zur Ausdifferenzierung transnationaler Lebensweisen

In diesem Kapitel soll abschließend versucht werden, die Varianten transnationaler Lebensweisen, wie sie durch die bisherigen empirischen Untersuchungen dargelegt wurden, nach ihren Bestimmungsgründen zu differenzieren und zueinander in Beziehung zu setzen.

Variationen transnationaler Lebensformen und ihre Bestimmungsgründe

In den Zusammenfassungen zu den einzelnen Merkmalsgruppen wurden bereits Faktoren herausgearbeitet, die bestimmend für die transnationale Ausformung und Intensität der drei Merkmalsbereiche Mobilität, Alltagskultur